Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich
Band: 41 (1959)

Artikel: Zürcher Sagen
Autor: Glaettli, K.W. / Kläui, Paul
Kapitel: V: Unterland
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-378929

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

V. Unterland

1. Die Hexen von Rafz

Oben im Rafzerwald ist eine kleine Mulde, die man die Teufelsküche heißt. Dieses sei die Stelle gewesen, sagt man, wo allemal die Hexen zusammenkamen.

Noch um die Jahrhundertwende wußte man von Hexen dies und jenes. Man verdächtigte noch Leute der Hexerei. So behauptete jemand: „Die und die darf mir nicht in die Augen schauen, seit mein Kind krank war. Als es in Krämpfen und Gichtern lag, gab es einen furchtbaren Klapf im Haus und etwas ist oben aus dem Dach gefahren. Da wurde das Kind ruhig, und von Stund an genas es."

2. Von den feurigen Mannen

Der Mülihans in Rafz wußte viele Geschichten von feurigen Mannen zu erzählen. Ihm sei mancher begegnet im Rafzerfeld draußen, wenn er nachts von Wil heimgekehrt sei. Das Feuer habe ihnen allemal nur so aus den Rippen herausgeschlagen.

Einige Übermütige neckten einmal einen feurigen Mann und riefen: „Chumm, chumm!" Da stürzte er sich auf sie los, und mit knapper Not konnten sie noch das Tennstürchen vor ihm zuschlagen.

3. Das Gespenst im Wald

Am Waldrand gegen Rüdlingen ist eine Kreuzstraße, wo sich die Wege nach Rüdlingen und Buchberg scheiden. Dort war es früher nachts auch nicht geheuer. Eine Frau rufe im Walde: „O min Chopf!" Dort sei schon etlichen ein großer Mann begegnet, der den Gruß nicht abgenommen habe. Habe man sich nach ihm umgeschaut, sei er nicht mehr da gewesen.

4. Das kleine Männchen

Ein Rafzer erzählte aus seines Vaters Bubenzeit, was sein Vater selber erlebt hatte: Im Walde gegen Balterswil hin, im Rütihau, wollten wir Holz

machen. Da erschien nebenan auf den Feldern plötzlich ein kleines Männchen mit einer weißen Zipfelkappe. Es hat ein kleines Hündchen bei sich gehabt, das immer den Marksteinen nachlief. Vor Schrecken sind wir alle davongelaufen und haben den Holzkorb stehen gelassen.

5. Pestsagen aus Rafz

Auch diese Gemeinde wurde früher von mehreren Pestzügen heimgesucht. Einmal starb fast die ganze Bevölkerung aus. An den vielen Beerdigungen fiel es schließlich auf, daß dabei stets eine alte Frau mitging, die einen großen Schlüssel in der Hand hielt, und überall habe es geheißen, solange sie diesen hinter einer Leiche hertrage, verschwinde die Seuche nicht. Endlich sei auch sie gestorben, und dann habe sich die Pest in Rafz wirklich nicht mehr weiter verbreitet. Aber noch lange drohte man unfolgsamen Kindern mit den Worten: „Seid artig, oder die Schlüsselfrau kommt!"

Zu Zeiten der Pest, wollen die Alten wissen, sei es Brauch oder sogar Vorschrift gewesen, daß man des Nachts vor alle Häuser eine Gelte voll Wasser hingestellt und diese am Morgen wieder hereingenommen habe. Wo eine Gelte am Morgen nicht hereingenommen war, sei das das Zeichen gewesen, daß hier jemand an der Pest gestorben sei.

6. Das Dorftier zu Rafz

Es wird am Ende des 19. Jahrhunderts gewesen sein, als man in Rafz noch wußte, daß es ein Dorftier gab, ein Ungeheuer, das nachts im Dorf herumtrabte und die Leute fürchten machte. Dieses Dorftier spukte also noch in den Köpfen gewisser Leute.

Da sei denn auch einmal einer angetrunken heimgesegelt. Er sieht auf einem Misthaufen etwas Großes kauern. Das ist das Dorftier, denkt er, nimmt ein buchenes Klafterscheit und schmettert es über das Ungeheuer. Das tönt entsetzlich hohl und rumpelt unerhört, daß es nicht mehr schön ist. Am Morgen vernimmt er, daß einer dem andern mit einem buchenen Klafterscheit ein Güllenständli zusammengehauen habe.

7. Die Laubegg bei Rafz

Nördlich von Rafz bildet der Kaltwang einen kleinen Vorsprung ins Rafzerfeld hinaus. Hier stand einst die Burg Laubegg. Ihr letzter Bewohner war „Graf Lambert", ein Raubritter, wie er im Buche steht. Er war jung und stark und begehrte das Freifräulein Rosa von Nellenburg zur Frau.

Dieses aber mochte ihn nicht, so viel er ihr auch den Hof machte und sie besuchte.

Eines Nachts, als er von einem Besuch bei seiner Angebeteten heimkehrte, wäre Lambert beinahe in einem Moraste ertrunken, hätte ihn nicht der junge Graf von Sulz, Reinhard, der zufällig durch die Gegend ritt, gerettet. Die beiden wurden Freunde und beschlossen, zusammen am Turnier zu Schaffhausen teilzunehmen.

Beim Eintritt in die Stadt erblickten sie das Fräulein von Nellenburg, das ihnen zuwinkte. Der Graf von Sulz verliebte sich alsobald in das liebliche Geschöpf und weckte die Eifersucht des Laubeggers, der es aber nur auf die Güter der Schönen abgesehen hatte. Als der Graf von Sulz gar seinen Turniergegner Lambert aus dem Sattel hob, loderte des letztern Leidenschaft in blutigem Haß auf.

Vier Wochen nach dem Turnier sollte die Verlobung des Reinhard von Sulz mit Rosa von Nellenburg stattfinden, wozu auch Graf Lambert eingeladen wurde. Doch seine Mißgunst verleitete den Laubegger, den ehemaligen Freund und Retter auf dem Wege zur Braut zu ermorden.

Der Bruder des Ermordeten brachte aber an den Tag, wer der Mörder gewesen und sagte ihm Fehde an. Die Rafzerfelder verbanden sich mit ihm und vereint zerstörten sie die Laubegg. Dabei fand ihr Besitzer den Tod. Seither sah man einen schwarzen Hund mit funkelnden Augen die Schätze des letzten Laubeggers bewachen. Sollte es jemand wagen, diese Schätze zu heben, würde das Untier den Schatzgräber in einen gähnenden, schwarzen Abgrund stürzen.

8. Der Lärm im Wald

In der Nähe von Eglisau, auf dem Wege nach Wasterkingen, befindet sich die Waldung „Reitholz". In diesem Walde war es nicht geheuer. 1905 erzählte eine Großmutter in Eglisau ein Erlebnis, das ihre Großmutter väterlicherweits, welche in Wasterkingen wohnte, ihr erzählte:

Eines Abends kam mein Mann bleich und verstört heim. Auf mein Drängen gestand er, er sei in einen großen Schreck geraten, denn als er auf dem Heimweg durchs Reitholz gegangen, habe auf einmal ein unheimliches Getöse und Gewinsel angefangen. Der Großvater ist aber nicht der einzige gewesen, der solches erlebt hat in diesem Holz.

9. Der Geist beim „Bild"

Eine 1917 verstorbene Frau erzählte, früher seien durch Eglisau viele Pilgerzüge aus dem Schwabenland nach Einsiedeln gewallfahrtet. Einmal,

als wieder ein solcher Zug vorbeimarschiert war, saß oben am Lindenrain, beim „Bild", eine Frau. Die war aber nicht aus Fleisch und Blut, sondern ein Geist.

10. Hexen in Wasterkingen

Wasterkingen im Rafzerfeld war in früheren Zeiten als Hexenort arg verschrien. Die dortigen Einwohner wurden mit dem Reim gehänselt:

Wasterkingen, Wasterkingen
ist ein schöner Flecken;
sind viel alte Weiber drinnen,
die reiten auf den Stecken.

11. Die Eglisauer Hirschsage

Im kalten Winter 1523 ließ sich in der Nähe von Eglisau oft ein Hirschpaar blicken. Die stattlichen Tiere kamen häufig zutraulich bis an den Totenacker, wo sie dann besonders von der Jugend gefüttert wurden. Im folgenden Frühjahr fand man die Hirschkuh tot am Buchberg. Fast täglich erschien der Hirsch an einem kleinen Wasserlauf, der viel mineralisches Salz enthielt und dem Wild recht bekömmlich war. Da der Hirsch aber immer aus dem gleichen Quell sich labte, wurden allmählich die Bewohner der Umgegend aufmerksam; sie kosteten das Wasser auch und fanden es derart angenehm und ihrer Gesundheit zuträglich, daß nach und nach das vortreffliche Wasser von der ganzen Bevölkerung genossen wurde, nicht nur um den Durst zu löschen, sondern auch gegen allerlei Krankheiten. Nun blieb aber der Hirsch eines Tages aus und ließ sich nicht mehr sehen. Zum Danke dafür, daß er den kostbaren Quell entdeckt hatte, bezeichneten ihn die Eglisauer als Wappentier, und noch heute führt ihn die Gemeinde im Wappen. Allmählich kam die Benützung der Quelle in Abgang, und erst 1822 ward durch Zufall das heilkräftige Wasser wieder aufgedeckt. Seither dient es Gesunden und Kranken zur Labung.

12. Der Hochrütelibueb

Auf dem Rafzerfeld erzählt man, oben am Hochrüteli, dem höchsten Punkt des Gemeindebannes Rafz, hätten die heimkehrenden Badischen den

Hochrütelibueb johlen hören. Das sei zur Franzosenzeit ein Dienstbub im Gasthaus zum Kreuz gewesen, und der habe Haber gestohlen, die Scheune angezündet und sich schließlich erhängt. Dort oben sei er verscharrt worden und finde keine Ruhe.

13. Die Hüntwanger Linde

Unter den Bewohnern des Rafzerfeldes ist eine Weissagung bekannt, nach welcher dann, wenn an einer gewissen Linde der Stamm so dick sei wie ein Maltersack, im Rafzerfeld die letzte Völkerschlacht geschlagen werde. Dabei würden die Krieger bis zu den Knöcheln im Blute waten und nur noch so viele übrig bleiben, als unter einer Wanne Platz hätten. Diese paar Soldaten würden dann ihre Waffen an den Lindenästen aufhängen, und nachher schließe man einen ewigen Frieden.

14. Der letzte Ritter von Rheinsberg

Westlich vom Rheinknie bei der Einmündung der Töß erhebt sich der bewaldete Rheinsberg. Darauf befanden sich vermutlich ein helvetisches Refugium, ein römischer Wachtturm und eine mittelalterliche Burg. Diese war nach der Sage einst bewohnt vom Ritter Arnold, dem Letzten seines Geschlechtes. Eines Abends wollte er mit seinen Töchtern noch etwas ausreiten, wobei er durch einen Hohlweg kam, in dem ihm eine verhärmte Frau mit einem Kind auf den Armen abpaßte. Ritter Arnold hatte ihren Mann wegen eines kleinen Jagdfrevels einsperren lassen, und die Frau bat ihn nun unter Tränen um dessen Befreiung. Da sei, so wurde berichtet, der Tyrann so rasend geworden, daß er seine Bluthunde auf das Weib gehetzt habe, das samt dem Kindlein von ihnen zerrissen worden sei. Dann habe der herzlose Wüterich über die Leichen sprengen wollen, sei aber plötzlich von seinem Schimmel gestürzt und tot liegen geblieben. Noch lange nachher gab es in der Gegend Leute, die den berittenen Geist dieses letzten Rheinsbergers wollten gesehen haben.

15. Die Schatzgräber auf dem Rheinsberg

Schon frühe wurde das Graben nach Gold und Silber auch auf dem Rheinsberg betrieben. Als Hauptstück der Schätze unter den Gemäuern des Rheinsberges galt ein goldenes Kegelries. Trotz eifrigster Grabungen konnte es nie gefunden werden. Schon im 17. Jahrhundert ließ der Rat von Bülach ein Loch zumauern, worin die Schätze lagen, die dem Teufel ge-

hörten. Trotzdem kam es immer wieder vor, daß Neugierige um Mitternacht unter Anrufung der drei höchsten Namen die Schätze heben wollten.

Einst waren zwei solcher Schatzgräber an der Arbeit, als sich plötzlich ein furchtbares Donnerwetter über ihnen entlud und ein riesengroßer Mann sie mit feurigen Augen anstierte. Da rannten sie entsetzt bergab und kamen erst wieder zur Ruhe, als der Glockenschlag die erste Morgenstunde verkündete.

16. Die Schatzhüterin bei Rheinsfelden

Der Letzte des Adelsgeschlechtes derer von Rheinsfelden vergrub seine Schätze am Rheinufer. Dort werden sie von einer Schloßmagd bewacht. Aber jeweilen am ersten schönen Maientag bringt sie die verborgenen Schätze für kurze Zeit ans Licht und sonnt sie.

17a. Adalbert von Waldhausen

Im Bachsertal liegt gegenüber dem „Erdmännliloch" der Hof Waldhausen. Etwas südlich davon erhob sich im Mittelalter eine Burg, deren Ruine heute von der Kantonsgrenze durchschnitten wird, und die nicht zu verwechseln ist mit dem nahen Sitz der Ritter von Tal. In dieser Burg wohnten die Edelleute von Waldhausen. Einer dieser Ritter, den das Volk sogar Adalbert den Großen nannte, muß nach alten Überlieferungen ein arger Zwingherr gewesen sein.

Einmal sperrte er einen Burschen, der ihm ein armseliges Häslein abgeschossen hatte, lange in den Turm. Des Knaben Großmutter bat den Ritter, er möge doch den Enkel freilassen, weil er ihr Trost und Hilfe sei. Der Herr aber spottete ihrer und ließ den Burschen nicht aus dem Gefängnis. Da schwur ihm die Alte Rache. Nach einem halben Jahre, nachdem die Großmutter bereits gestorben war, befreite der Ritter den Jungen. Aber jetzt stellte sich auch die Rache ein, welche die Alte geschworen. Die Kinder, die des Ritters Adelberts Frau zur Welt brachte, blieben winzige Zwerge. Sie wohnten lange Zeit im Berge drin, und noch heute heißt ihre Wohnung „das Erdmännliloch".

17b. Schatzgräber bei Waldhausen

Die hiesigen Burgherren waren so verhaßt, daß die benachbarten Bauern beschlossen, deren Sitz zu zerstören. Da ihre Mittel zu einer erfolgreichen Belagerung nicht ausreichten, gingen sie daran, die Burg in etlichen Nächten heimlich mit Stollen zu unterwühlen, worauf sie wirklich einstürzte und ihre Bewohner samt vielen Schätzen im Schutt begrub. Später wollte man

die letzteren natürlich wieder hervorsuchen. Zu diesem Zwecke kamen ein paar beherzte Männer an einem Karfreitag hieher. Da seien ihnen, wie die Alten erzählten, einige Burggeister erschienen und hätten gesagt, sie sollten in der folgenden Nacht weißgekleidet zur Arbeit antreten und zuerst den noch vorhandenen Markstein in der Mitte der Ruine ausgraben, denn darunter befinde sich der Schlüssel zur Eisentüre, hinter welcher zwei schwere Schatzkisten verborgen seien. Die eine davon dürften sie behalten, den Inhalt der andern aber müßten sie für kirchliche und wohltätige Zwecke verwenden. Zudem sei den Männern anbedingt worden, sie sollten bei der Arbeit kein Wort reden, die Sache nicht ausplaudern und fertig sein, bevor man in Kaiserstuhl am Morgen Betzeit läute. Die Schatzgräber hätten nun emsig gepickelt und geschaufelt und die erste Truhe schon fast in ein nahes Haus getragen, als unvermutet das frühe Glockenzeichen ertönt habe, und jener Teil der Kiste, der noch nicht ganz unter der Dachtraufe gestanden habe, sei plötzlich verschwunden. Der Rest sei aber noch so wertvoll gewesen, daß die paar Männer dadurch zu einem großen Vermögen gekommen seien, und zudem hätten sie durch ihre Bemühungen fast alle jene Burggeister erlöst.

18. Die Heidenstube bei Glattfelden

Wer von Glattfelden auf den Laubberg spaziert und sich oben bei den Häusern nach Westen wendet, gelangt von dort aus in einer Viertelstunde zum sogenannten Paradiesgärtchen, einem idyllisch im Wald gelegenen Ruheplatz. In jener Gegend ist am steilen Schotterhang eine Höhle, von der es früher hieß, es hätten darin heidnische Alemannen gehaust, die sich nicht hätten bekehren lassen. Eine ganze Haushaltung habe sich hieher geflüchtet, aber ein Kindlein nach dem andern sei die Wand hinunter gefallen, und zuletzt habe das gleiche Schicksal auch die fast verhungerten Eltern heimgesucht, gewissermaßen zur Strafe für ihre religiöse Widerspenstigkeit.

19. Die Geister von Radegg

In Rüdlingen wird erzählt: In tiefer, dunkler Nacht kam ein Mann zu Fuß auf der Straße um den Irchel. Als er bei der Burgstelle Radegg vorbeikam, sah er einen hellen Schein, und wie er näher zuschaute, sah er die Ritter, wie sie ein Gelage abhielten. Es war dem Manne sehr ungemütlich, die verstorbenen Ritter zu sehen, und er rief aus: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ Im Augenblick war alles verschwunden, und es stieg nur noch Nebeldampf auf.

20. Der Geist auf dem „Hof" zu Glattfelden

Auf dem „Hof" lebte seinerzeit, als er noch das schönste und größte Bauerngut war, ein geiziger Bauer, der nie genug aus seinem Land und aus seinen Leuten herausschinden konnte. Er behandelte die Menschen schlechter als seine Ochsen. Zuletzt wollte niemand mehr bei ihm dienen. Obst und Erdäpfel ließ er lieber verfaulen, als daß er den Armen davon gegeben hätte. Als er starb, konnte er im Grabe keine Ruhe finden. Nacht für Nacht klepperte er in seinen Holzschuhen zur Geisterstunde durch das Haus. Der Erzähler, der später, als das Gebäude zum Schulhaus umgebaut worden war, drin gewohnt hat, wurde nie durch einen Geist gestört.

21. Der Schinder, der umgehen mußte

Der alte G. zu Glattfelden war ein arger Schinder und hatte manche unrechte Tat auf dem Gewissen. Im Tode fand er die Ruhe nicht. Zu Mitternacht hörten die Hausbewohner auf dem Estrich ein Geräusch, und mit schaurigem Gerassel wie mit Ketten kam der Ruhestörer die Treppe herunter. Einigen Gesellen, die in einem Zimmer des Hauses schliefen, wurde um diese Zeit die Decke vom Bett gerissen. Das Licht, das sie anzündeten, wurde von unsichtbarer Hand sogleich ausgelöscht. In der angebauten Scheune hatte der Senn seinen Esel einquartiert. Auch der arme Graue hatte unter dem Spuk zu leiden. Man hörte ihn zur Geisterstunde stampfen und ausschlagen. Am Morgen war dem vor Angst schwitzenden Tier die Mähne geflochten. Schließlich vermochte man es mit aller Gewalt nicht mehr in die Scheune zu bringen. Der spätere Besitzer G. wollte dem unheimlichen Geisterspuk ein Ende machen. Er ließ einen Kapuziner kommen, der den Geist in ein Fläschchen bannte, das eingemauert wurde. Da kehrte wieder Ruhe ein.

22. Gebannt

Ein Mühleknecht fuhr mit dem Mühlewagen von der Glattbrücke gegen Aarüti. Einen neben der Straße mähenden Bauern begrüßte er mit: „Guten Tag, haut s es?" Der Bauer gab den Gruß zurück, die Frage des Knechtes bejahend. Als er aber wieder weitermähte, bemerkte er, wie die Sense viel schlechter schnitt als vorher, und alles Wetzen half nichts. Der Bauer schien aber die Ursache sofort herausgefunden zu haben. Er wußte sich auch zu helfen. Als nämlich der Fuhrknecht den Stich gegen den Zweidlergraben

hinauffahren wollte, ging's auf einmal nicht mehr vorwärts, er mochte die Pferde antreiben wie er wollte. Der Fuhrmann ließ den Wagen stehen und lief zurück zum Bauern, um ihn zu bitten, er solle ihn doch „la gaa". Nun forderte dieser von jenem natürlich, er solle ihm zuerst dazu verhelfen, daß seine Sense wieder schneide. So entließen sie sich gegenseitig wieder aus dem Bann, und der Knecht konnte mit seinem Fuhrwerk weiterfahren gegen Weiach.

23. Vom Bachser Chindlibuck

Der Chindlibuck ist eine Anhöhe über dem Dorfe Bachs. Hier war es vor Zeiten nicht ganz geheuer. Es hieß, es erscheine daselbst nachts ein feuriges Auge oder ein blaues Licht, und aus dem Boden krieche gelegentlich ein grauenhaftes Ungeheuer hervor.

Wenn eine Bachser Familie „Jugend bekam", sagte man neugierigen Kindern, die Hebamme habe diese im Chindlibuck oben geholt.

24. Der Laubbergritter

Südwestlich von Bachs erhebt sich als Teil der völlig bewaldeten Egg der Laubberg, auf dem die Alten eine Burg vermutet haben. Sie erzählten sich noch, darin habe im Mittelalter ein gewalttätiger Zwingherr gehaust, der aber eines Tages während der Jagd von erzürnten Bauern überfallen, getötet und sogar enthauptet worden sei. Da er also ohne die letzte Ölung gestorben sei, gehe sein Geist immer noch um, und ein alter Wehntaler versicherte noch ums Jahr 1900, ihn gesehen zu haben. Er sagte, in einer stürmischen Nacht habe er einst über die Egg nach Hause gehen wollen. Da sei es auf dem Laubberg plötzlich taghell geworden und ein weißer Reiter ohne Kopf sei auf einem Schimmel über den Weg geritten. Diesen habe er mit dem Bannspruch „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn" angerufen, aber die Erscheinung sei erst verschwunden, als es an der Bachser Kirche 12 Uhr geschlagen habe. Am andern Tag habe er die Stelle genau untersucht, aber keinerlei Spuren bemerkt.

25. Die Erdmännchen im Bachsertal

Ja, das waren gute, alte Zeiten, als im „Erdmännliloch" bei der Hochfluh am Sanzenberg oben noch wohltätige Heinzelmännchen hausten! Von die-

sen erzählten die Alten, sie hätten den Leuten gar manche am Abend noch unvollendete Arbeit während der Nacht fertig gemacht, also z. B. gemäht, gepflügt, Korn geschnitten oder Vieh geputzt. Ihrer ganz besonderen Hilfe soll sich der Talmüller erfreut haben, ohne sich aber dafür dankbar zu erweisen. Im Gegenteil soll er sie oft verspottet und ihnen einmal einen argen Streich gespielt haben, indem er ums Haus herum Mehl gestreut habe, um die Spuren ihrer Füße zu entdecken. Noch in dieser Nacht aber seien die darüber verärgerten Kobolde aus der Gegend weggezogen, wie einst die Zwerge aus dem Haslital. — Über diese hilfreichen „Lampohren", wie die Erdmännchen wegen ihren großen Ohren auch etwa genannt wurden, berichtet eine andere Sage, sie hätten vom Talmüller gelegentlich ein Säcklein Mehl erhalten und daraus für sich und arme Leute Kuchen gebacken. Das habe der Geizhals ihnen aber abgewöhnen wollen und deshalb eines Tages das Mehl mit viel Gips vermischt, welche Spende die erzürnten Zwerge sogleich in den Mühlebach geworfen hätten. Als man darin am anderen Morgen das Vieh getränkt habe, sei es zugrunde gegangen. Der ehemals sehr reiche Müller sei verarmt, habe die Erdmännchen mit seinem letzten Sack Mehl wieder versöhnen wollen, sie aber nicht mehr gefunden und sei bei ihrer Höhle zu Tode gestürzt.

26. Engel und Dorfkapelle

Mitten in Schöfflisdorf steht die heimelige Kirche mit ihrem typischen „Käsbissenturm". Sie stammt aus dem Jahre 1706 und erhebt sich an der Stelle einer früheren Kapelle, die schon um 1370 erwähnt wurde, und zwar als Filiale des Gotteshauses in Niederweningen. Wie es bei deren Bau zuging, erfährt man aus einer alten Sage. Darnach seien wegen des Standortes arge Zwistigkeiten ausgebrochen. Die Schöfflisdorfer wollten die Kapelle bei sich haben, die Oberweninger aber auch, und um den Nachbarn zuvorzukommen, fingen die letzteren rasch entschlossen eines schönen Tages zu bauen an. Aber da seien in der Nacht einige Engel erschienen und hätten Steine und Holz heimlich nach Schöfflisdorf hinaufgetragen, und diesem deutlichen Zeichen des göttlichen Willens hätten sich dann die Oberweninger gefügt.

27. Die Russenlinde

Beim Lindenhof im Rotenbrunnen, östlich von Stadel steht eine alte Linde, die nach der Sage einst auf das Grab eines russischen Offiziers oder

gar Generals gepflanzt worden sei. Diese Linde wurde gemäß einem alten Kaufbrief schon 1826 von der Zürcher Regierung als schutzwürdig erklärt. Im Frühling 1946 litt sie stark unter Sturmschäden, aber sie steht immer noch da und erinnert geschichtskundige Wanderer an jene mißlichen Zeiten, da bei uns Franzosen, Österreicher und Russen das uneinige Schweizervolk ausplündern konnten.

28. Der Kernensee

Dieser befindet sich beim „Burenholz" nördlich der Straße von Stadel nach Hochfelden, ist aber schon stark verlandet. Früher glaubte man, nach seinem Wasserstand des Frühlings den Ertrag der Getreideernte voraussagen zu können. Wenn in diesem schon zur Frühlingszeit das Grundwasser auffallend stieg, schloß man, es gebe einen nassen Jahrgang und deshalb wenig und schlechtes Getreide. Darum soll es nach der Sage auch hier vorgekommen sein, daß Kornhändler oder ihre Spione aus dem Klettgau und Schwabenland nach dem Winter hieher kamen, um sich bei diesem „Naturbarometer" Rat zu holen. Zeigte er große Nässe an, so behielten sie ihre Vorräte zurück, um sie bei uns erst nach der erfolgten Preissteigerung abzusetzen. Diese Meinung ergab sich wohl aus einer sehr langen, oft erwiesenen Erfahrung, und gewisse Zusammenhänge werden von einzelnen Fachleuten nicht ohne weiteres bestritten.

29. Vom Totenweg

So heißt ein Sträßchen zwischen Steinmaur und Schöfflisdorf. Warum wohl? Ja, darüber wurden schon viele Vermutungen geäußert. Die einen sagten, hier seien in der Frühzeit die Toten westwärts zum gemeinsamen Friedhof in Niederweningen getragen worden. Andere dachten eher an die umgekehrte Route, d. h. an einen Transport nach Steinmaur. Eine weitere Deutung ergab sich aus der Tatsache, daß man auf diesem Wege die zum Tod verurteilten Verbrecher der Landvogtei Regensberg zur Richtstätte an der Egg führte, wo sich heute noch der „Galgenacker" befindet. Die beste Erklärung hängt wohl mit einer Sage zusammen, nach der hier einst ganze Wagen voll Toter von Steinmaur aus nach einem nahen Massengrab transportiert worden seien. Dabei sei es vorgekommen, daß einzelne Leichen in der Dämmerung unbemerkt vom Wagen gefallen und erst nachträglich wieder aufgelesen worden seien. Offenbar hat man hier noch Erinnerungen an den „großen Sterbet" des Jahres 1611 vor sich. Damals raffte die Pest

im ganzen Zürichbiet über 50 000 Menschen dahin und wütete auch im Unterland grauenhaft, so daß etliche Dörfer fast die Hälfte ihrer Bewohner verloren.

30. Von der „Gspaltenfluh"

Diese über 20 m hohen und zerspaltenen Deckenschotterfelsen befinden sich westlich vom zur Gemeinde Oberweningen gehörenden Hof Wattwil, und es ist begreiflich, daß sich an jene unheimliche Gegend auch eine Sage knüpft. Darnach habe ein bei Schneisingen wohnender Kohlenbrenner mit dem Zunamen „Zingg" einen Knaben gehabt, dem von seinem Götti ein silberner Löffel geschenkt worden sei. Diesen habe er aber seinem habgierigen und bösen Vater nie abgeben wollen, sondern ihn immer bei sich getragen. Da seien sie eines Tages bei Waldarbeiten miteinander bis oben an die „Gspaltenfluh" gekommen, und hier habe der jähzornige Vater den widerspenstigen Sohn plötzlich von einem hohen Felsen hinabgestoßen. Bald nachher sei er aber an Körper und Geist erkrankt und innert ein paar Wochen gestorben. Die Leiche des Knaben sei samt dem silbernen Löffel erst später gefunden worden, und zwar dort, wo ein Bächlein entspringt, das deshalb den Namen „Silberbrünneli" erhalten habe.

31. Die Geister zu Niederweningen

In einem Hause zu Niederwenigen zeigten sich vor vielen Jahren unheimliche Erscheinungen. Es geistete. Oft fuhr es durchs Haus wie der Blitz. Da riet jemand dem Eigentümer, er solle nachts zwölf Uhr an einem Kreuzweg ein Katzenherz vergraben, und zwar müsse es während des Glockenschlages geschehen. Der Mann führte den Rat aus, und von Stund an hatte er Ruhe.

32. Der Weingraben in Oberweningen

Am Südhang der Egg befindet sich der sogenannte „Heinimürler", ein Rebgelände, das die Alten noch richtig als „bei den Heidenmürli gelegen" bezeichneten, weil hier oft heidnisches, d. h. in diesem Fall römisches Gemäuer entdeckt wurde. — Als nun ums Jahr 400 herum die Alemannen vom Rheine her auch ins Wehntal kamen, ging es hier ihrem wilden Charakter entsprechend sehr stürmisch zu. Wahrscheinlich überraschten sie die Römer gerade bei der Weinlese. Sie schlugen die meisten „Wümmer" nieder, jagten

die andern davon und machten sich dann hinter den Sauser, der hier offenbar gleich im Rebberg gepreßt worden war, in großen Tongefäßen herumstand und sich gerade im rechten Stadium der Gärung befand. Das war nun ein ganz anderer Tropfen als ihr üblicher Holzapfelmost, und so tranken sie davon, bis sie toll und voll waren. In diesem Zustand sollen sie nach der Sage mutwillig alle Gefäße zerschlagen und den Rest des Rebensaftes einen Weg hinuntergeleert haben, dessen Bezeichnung „Weingraben" darnach entstanden sei.

33. Der schwarze Pudel

Noch zu Menschengedenken beobachteten die Wehntaler bei Wetteränderung einen schwarzen Pudel, der jeweilen während der Dämmerung und oft bis in die Nacht hinein in der Ebene unterhalb des Pflasterbaches heulend im Kreis herumrannte.

34. Schöfflisdorf

In der Nähe des Pflasterbaches, wo der schwarze Pudel umging, hat man vor Zeiten auch ein schwarzes Schaf gesehen. Von diesem soll der dortige Ort den Namen Schöflisdorf (Schöfflisdorf) erhalten haben.

35. Brennende Männer

sollen früher an der Lägern oft gesehen worden sein.

36. Der Möttelischatz

Vor etwa hundert Jahren war einmal eine Bauernfamilie damit beschäftigt, in einem Acker beim Weiler Altburg in der Gemeinde Regensdorf mit Sicheln das reife Korn zu schneiden und in Garben zu binden. Es ging schon gegen Abend, als am Himmel schwere Gewitterwolken aufstiegen, weshalb die Leute ihre Arbeit noch rasch beenden wollten. Das letzte Glas Most wurde ausgetrunken, und dann begaben sich alle wieder an ihre Plätze. Langsam brach die Dämmerung herein. Vom nahen Katzensee her verbreitete sich ein feiner Nebeldunst; die Sonne ging hinter dem Altberg unter und überließ die Beleuchtung dem aufsteigenden Mond, in dessen

fahlem Schein die Ruine der alten Freiherrenburg gespenstisch aus der dunkeln Umgebung der Wälder emporragte. Von Regensdorf herüber erklangen die friedlichen Töne des Betzeitglöckleins; aber immer noch wurde nicht Feierabend gemacht. Plötzlich schrie die am Ende der Reihe arbeitende Magd kreischend auf. Alle rannten herbei und befragten sie nach der Ursache ihrer Angst, worauf sie erklärt haben soll, sie hätte am Waldrand drüben eine weiße Gestalt gesehen, die sich hin und her bewegt und in einem fort „däi niid, däi niid! (dort nicht!)„ gerufen habe, jetzt aber wieder verschwunden sei. Der Bauer versuchte sie zu beruhigen und sagte, vielleicht habe der zwischen den Wolken hervorscheinende Mond vorübergehend ein paar Baumstämme grell beleuchtet, und die Rufe seien wohl diejenigen eines Käuzchens. Der Großvater aber meinte, das könnte doch der Geist des alten Mötteli gewesen sein, von dem er schon allerlei gehört habe. Dieser Mötteli sei der letzte hiesige Burgherr gewesen, habe aber wegen Händeln mit den Zürchern seinen Sitz verlassen müssen und dann noch rasch eine große Menge von Münzen und anderen Wertsachen im Boden versorgt. Nun gehe sein Geist immer noch um und verscheuche die Leute, die an jener Stelle seinen Schatz wieder ausgraben möchten oder auch nur in die Nähe kommen.

37. Das Heidenweib an der Lägern

Im unteren Wehntal lebten zwei wackere Müllersleute zusammen mit ihrem braven Sohn Joseph oder Seppli. Als dieser einst in einem Lengnauer Wirtshaus bis zur Mitternacht getanzt hatte, bemerkte er auf einer Bank eine fremdartige, fein gekleidete Frau, mit der er kurzerhand noch einen fröhlichen Kehraus machte. Dann wollte er seine Tänzerin nach altem Burschenbrauch heimbegleiten. An der Tiefenwaag vorbei und durch Ehrendingen führte ihr Weg bergwärts nach der Lägern. An deren Fuß aber verabschiedete die schöne Frau den verdutzten Müllerseppli und soll ihm nach der Sage befohlen haben, um die Mittagszeit wieder hier zu sein, damit er sehen könne, wo sie daheim sei. Als dieser nach dem „Imbißessen“ zur Stelle gekommen sei, habe ihn seine Tänzerin erwartet, ihm einen Strauß Schlüsselblumen überreicht und erklärt, sie sei schon seit Jahrhunderten durch den Fluch ihrer Mutter in diesen Berg verbannt, weil sie einst einen Liebhaber, der den Eltern zu arm gewesen sei, nicht habe verlassen wollen. Weiter berichtete die sonderbare Frau, sie dürfe alle hundert Jahre einmal für drei Tage ins Freie, und wenn alsdann ein braver Jüngling mit Schlüsselblumen ihr in den Berg nachfolge, werde der Bann gebrochen und sie erlöst, und heute sei gerade der letzte Tag. Der Bursche sei ihr nun mutig nachgegangen

bis zu einem großen Felsentor, hinter dem es von Gold und Silber geglänzt habe. Plötzlich seien aber zwei feuerspeiende Drachen aus dem Innern hervorgekommen, und der erschrockene Seppli sei heimgerannt und nach drei Tagen an Herzweh gestorben. — Nach einer anderen Sage habe einst ein Büblein in der Nähe dieser Höhle einen am Wege liegenden Schlüsselblumenstrauß aufgelesen und heimgebracht. Dort seien alle Blüten über Nacht golden geworden. Nun hätten sich die Eltern und Nachbarn des sogenannten Heidenweibes an der Lägern erinnert und gedacht, dieser Schatz könne von ihm herkommen. Mit Säcken und Körben seien diese Goldsucher bergwärts gegangen, hätten aber das Felsentor gar nicht gefunden und seien nachher eine Zeitlang wie von Sinnen gewesen.

38. Vom Oberhasler Schnötenbrunnen

Diese einst südöstlich des Dorfes, aber jenseits der Bahnlinie gelegene, 1921 bei der Drainage zugedeckte Quelle in der Schnöten, einer schnöden, d. h. schlechten, sumpfigen Wiese, gab ihrer Tiefe wegen den Leuten je und je viel zu denken, und sie glaubten, sie hange irgendwie mit dem Mettmenhaslersee zusammen. Das deutet auch die folgende Sage an. In einer Ruhepause standen einst ein paar Heuer um diesen Wasseraufstoß herum, der kein eingefaßter Brunnen, sondern wie anderswo nach der älteren Wortbedeutung nur eine Quelle war. Sie mutmaßten wieder einmal, wieso es darin Fischlein habe und wie tief sie wohl sei. Da schleppte ein übermütiger Bursche einen „Wisbaum" herbei, d. h. eine dicke, etwa fünf Meter lange Stange, die zur Befestigung des Heufuders gebraucht wurde. Mit diesem Bindbaum wollte er die Tiefe messen. Er hielt ihn ins Wasser, wobei er ihm aber entglitt, in einen Wirbel hinabgezogen wurde und verschwand. Und wo soll er schließlich wieder zum Vorschein gekommen sein? Im „Näppehaslisee" unten, womit der vermutete Zusammenhang des Schnötenbrunnens samt seinen Fischen nach der Volksmeinung erklärt war.

39. Das Otelfinger Isisgrab

Eine alte Bäuerin erzählte, im Isenbühl oberhalb des Dorfes sei das Grab einer Heidenfrau namens Isis, und früher sei es noch üblich gewesen, daß jeder Vorbeigehende ehrfürchtig einen Stein oder eine Handvoll Erde auf ene Stelle geworfen habe.

40. Die Schlüsseljungfer am Pflasterbach

Von Regensberg aus gelangt der Wanderer auf der ins Wehntal hinabführenden Straße nach einer Viertelstunde in die einsame Gegend des sogenannten Pflasterbaches. Dieser kommt sprudelnd vom Wald herab und erhielt den sonderbaren Namen daher, weil sein Bett wie verpflastert aussieht, was vom außerordentlich kalkhaltigen Wasser verursacht wird. Dieses galt einst als wundertätig, was vielleicht ein Grund ist, weshalb hier ums Jahr 1501 eine Wallfahrtskapelle erbaut wurde. Infolge der Reformation geriet diese aber bald so sehr in Zerfall, daß man heute von ihr fast keine Überreste mehr bemerkt. Im östlich davon gelegenen Wäldchen vermuteten die Alten noch die Ruinen einer Burg der Ritter von Sünikon, die vom Volk wie anderswo als Schloß bezeichnet wurde. In diesem Gemäuer soll nun nach der Sage die sogenannte Schlüsseljungfer viele Schätze gehütet haben. Nachts sei sie aber zur Geisterstunde hie und da in weißem Gewand und mit langen, goldblonden Haaren samt ihrem Schlüsselbund zum nahen Städtchen Regensberg hinauf und wieder zurück gewandelt. Da habe, so wurde berichtet, ihr einmal ein armer Mann abgepaßt, um von ihr die Schlüssel zu erbitten, die er erhalten habe mit der Bedingung, er dürfe einige Kostbarkeiten holen, aber niemandem etwas davon verraten. Dieses Stillschweigen sei von ihm aber nicht lange befolgt worden, weshalb er seine Schätze verloren habe und wieder arm und sogar geisteskrank geworden sei, während die holde Fee ihr Schloß zerstört und diese Gegend verlassen habe.

41. Der goldene Brunnen bei Kloten

Unweit Kloten, gegen Bülach zu, liegt ein kleiner Weiher, das goldene Tor genannt. Er ist an sich nicht tief; aber eine Menge Löcher befinden sich darin, die, wie es heißt, unergründlich sind. Aus diesen quillt unaufhörlich zarter Sand in kleinen Goldblättchen herauf. Ein Knabe, der Schafe hütete, hatte sich am Rande des Teiches niedergelegt. Plötzlich wird das Wasser unruhig; ein Strom von Sand dringt herauf. Dann zerteilt sich die Flut, und eine schöne Jungfrau steht vor dem erstaunten Knaben. Lächelnd streckt sie ihm einen goldenen Ring entgegen. Der Knabe will ihn haschen; sie zieht aber allmählich die Hand zurück, bis der Nachlangende ins Wasser fällt. Alsdann umschlingt sie ihn und fährt mit ihm zur Tiefe.

Ein Bauersmann hatte das angstvolle Geschrei des sich Sträubenden gehört und eilte herbei. Aber obgleich der Weiher, wie gewöhnlich, klar und seicht ist, kann der Bauer den Knaben doch nicht erblicken, bis dieser plötz-

lich aus einer dieser Quellöffnungen wie ein Pfeil herausschießt. Er ist bewußtlos, als ihn der Bauer aus dem Wasser zieht. Wie er aber wieder zu sich selbst kommt, erzählt er, die Jungfrau des Wassers sei mit ihm in reißender Schnelligkeit tief, unendlich tief hinabgefahren, bis plötzlich eine schöne Gegend sich unten aufgetan habe. Sie hätte da festen Grund gefaßt, und eine große, herrliche Stadt mit einem goldenen Tore sei gerade vor ihnen gewesen. Plötzlich sei eine andere schöne Jungfrau aus demselben herausgetreten. Da habe die, welche ihn umschlungen und getragen, rasch die Arme geöffnet, um ihr entgegenzueilen. Kaum sei er aber nicht mehr festgehalten worden, so habe es ihn mit solcher Schnelligkeit und Heftigkeit emporgerissen, daß er sogleich darüber das Bewußtsein verloren.

Später ist der Knabe noch oftmals zum Weiher gegangen; die schöne Jungfrau hat er jedoch nie wieder gesehen.

42. Das goldene Tor bei Kloten

Unterhalb des Dorfes Kloten liegt eine sumpfige Wiese, die Lachenwiese genannt, mit einem kleinen Weiher, der den Namen güldenes Tor oder güldenes Brünnlein führt. Hier soll einst von den Herren von Kloten, die in der Nähe, auf dem Homberg, ihren Sitz hatten, ein reicher Schatz, darunter ein goldenes Tor, versenkt worden sein. Das taten sie in einer Zeit, in der sie von ihren Feinden hart bedrängt wurden.

Eine Menge Quellen, die aus dem Boden hervorsprudeln, fördern mit dem aufgestoßenen Sand fortwährend Goldflitter zu Tage, die von dem goldenen Tore abgespült worden sind.

In gewissen Nächten erhebt sich der ganze Schatz, samt dem goldenen Tore hoch über den Weiher empor, aber nur Fronfastenkinder können es sehen.

43. Der Opferbaum

Bei Kloten stand früher eine hohle Eiche, deren Stamm einen Umfang von 33 und einem halben Werkschuh maß. In deren Höhlung konnte man vier Rosse stellen. Man hielt sie für einen Opferbaum der Heidenpriester. Ihr Standort war die sogenannte Schatzhalde.

44. Verschwundene Städte

a) Kloten

Am 3. September 1760 begab sich der Sohn des Untervogtes von Kloten, Hans Hug, auf die Jagd, um für seinen Hochzeitstisch einen Braten zu er-

legen. Er streifte weit herum, konnte aber nichts erlegen und setzte sich müde nahe am Teich, den man das goldene Tor nannte, nieder. Nach der Sage stand hier in uralten Zeiten eine Stadt mit einem goldenen Tor. Während eines Erdbebens sei alles versunken. Doch lösen sich von Zeit zu Zeit noch Goldblättchen ab von den Torsäulen und erscheinen auf der Oberfläche des Wassers.

Hierhin hatte sich also Hans Hug gesetzt, und da träumte er vor sich hin. „Ich muß etwas erlegen!" brummte er vor sich hin, „und wenn ich warten muß, bis mir der höllische Bock vor die Flinte läuft." Da lief ein außerordentlich fetter Bock an ihm vorbei. Hug schlug an, und der Bock strauchelte, lief aber davon wie die schwarze Bise im Horner. Hans verfolgte rasch die Schweißspur. Er rannte über eine Stunde hinter dem Bocke drein. Da lichtete sich der Wald. Wie er aus dem Holze heraus trat, breitete sich vor ihm eine Ebene mit einer prächtigen Stadt, die von einer Lichtflut umgeben war. Paläste mit flachen Dächern und goldenen Geländern darum herum glänzten ihm entgegen, breite Straßen zogen sich durch die mit Blumen und Springbrunnen geschmückte Stadt. Alles leuchtete in einem bunten Feuer, das nicht verzehrte, akkurat, wie es Mose sah. Leute in schimmernden Gewändern ergingen sich in den Straßen.

Hug betrat die Stadt, welche um einen wunderbaren Palast geschart war. Ein Greis trat auf ihn zu und forderte ihn auf, mitzukommen. Hans Hug, ein wenig verwirrt, fragte den Alten, wo er sich eigentlich befinde. Dieser antwortete ihm: „In Claudia!" Der Jäger folgte dem Manne in den großen Palast, wo er in einen Baderaum geführt wurde. Hier lag ein todbleicher Jüngling im Bade, und das Wasser war gerötet von Blut, das aus einer Wunde floß. Der Alte warf Hug vor, er habe diese Wunde verursacht. Dieser stellte das eifrig in Abrede. Ein schönes Fräulein erschien, und Hug stellte fest, daß seine Braut dagegen nur ein unansehnlicher Strohwisch war. Dieses Fräulein verlangte, daß Hug sich zur Ader lasse, damit sein Blut dem Erschöpften eingeflößt werden könne, denn, so sagte sie weiter, der Verwundete sei der vermeintliche Rehbock gewesen. Diesen Aderlaß bewerkstelligte der Greis, indem er ein ekelhaftes Tier aus einer Büchse nahm und es mit seinem rüsselförmigen, spitzen Kopfende an Hugs Brust setzte. Mit zwei Fledermausflügeln, die ihm hinter dem Kopfe angewachsen waren, schwirrte das Tier und sog das Blut aus Hans Hugs Herzen. Aus seinem schlaffen Schwanzende troff es dem Rehbock-Menschen in den Mund. Während dieser Prozedur hielt das Fräulein den Burschen mit zarten Armen umschlungen, auch hatte es ihm zuvor einen Becher Weines gereicht. Ein süßer Duft und leise Musik schläferten den Jäger ein, daß er alles vergaß, was ihn im Leben bewegt hatte. Nur bei der schönen Jungfrau zu bleiben, war sein einziges

Verlangen. Vom Blutverlust geschwächt, versank Hug in einen Dämmerzustand und erwachte nach fürchterlichen Träumen unter der Buche, unter die er sich gelegt hatte. Er blutete tatsächlich aus einer Wunde an der linken Brust. Aber ihm fehlten der grüntuchene Rock, die mit silbernen Knöpfen beschlagene Scharlachweste, der Hut, das Geld, die silberne Uhr und die Flinte.

b) Rümlang

Ja, an verschwundene Städte glaubten die Alten mit aller Beharrlichkeit, die immer wieder verstärkt wurde, wenn bei Haus- oder Straßenbauten im Boden große Mengen römischer Mauerreste zum Vorschein kamen, wie z. B. in Kloten.

Auch im benachbarten Rümlang stieß man oft auf solche Funde. Von dort aus schrieb schon 1841 Pfarrer Birch der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, ein Bauer habe viel altes Gemäuer entdeckt sowie viereckige Plättchen mit jüdischen Schriftzeichen. Das alles stamme wohl aus jener Zeit, da Rümlang nach der Sage noch eine Stadt gewesen und dann abgebrannt sei.

c) Seeb

Eine ähnliche Siedlung vermutete man ferner im sogenannten „Römerhölzli" bei Seeb in der Gemeinde Winkel. Als dort einst ein Bauer Schätze graben wollte, sei ihm nach alten Berichten die Haue wie von Zauberkräften nach unten gezogen worden, worauf er entsetzt den Platz verlassen habe.

Das Volk erzählte sich auch von einer verschwundenen Römerstadt bei Winkel-Seeb. Oft stießen die pflügenden Bauern auf Mauerreste und fanden alte, fremde Münzen im Ackerland. Man sagte von einer alten Heidenstraße nach Winkel und über den Berg nach Winterthur hin. Das habe man früher in der Ernte an der gemeineren Frucht im Gebiete der ehemaligen Heidenstraße deutlich gesehen, und im Holz ob Winkel heißt ein alter, fast verwachsener Weg heutzutage (1910) noch die Mauleselstraße, weil die Heiden mit ihren Mauleseln hier durchpassierten.

45. Das Birchmädchen am Mettmenhaslersee

Dieses idyllische Seelein ist ein wahres Schmuckstück des Unterlandes und mit Recht vom Niederhasler Gemeinderat im Jahre 1946 unter Naturschutz gestellt worden. Da gedeihen noch seltene Pflanzen, Vögel und In-

sekten, und zu allen Jahreszeiten genießt man hier den ungestörten Anblick eines lieblichen Landschaftsbildes. Früher aber betrachteten viele den Haslisee mit anderen Gedanken, denn er galt geradezu als unheimlich. An seinen Ufern ereigneten sich in alten Zeiten etliche Mordtaten, oder die Seerosenstengel hielten wie Nixen manchen ungeübten Schwimmer so fest, daß er jämmerlich ertrinken mußte. Ferner kam es oft vor, daß verzweifelte Menschen in ihrer letzten Not hier im Wasser den Freitod suchten. Eine solche Begebenheit überliefert die folgende Sage. Darnach war in einem Bauernhaus der Umgebung ein außerordentlich eigensinniges Kind, das von klein auf niemandem gehorchen wollte, in einem fort „täubelte" und Eltern oder Lehrer bei ihren Ermahnungen nur noch auslachte. Eines Tages wollte die Mutter das böse Mädchen zöpfeln, wobei dieses so rasend wurde wie noch nie, um sich schlug und fortrennen wollte. Da ging auch der Mutter die Geduld aus, und wütend rief sie ihm zu, es solle ihr in des Teufels Namen aus den Augen. Das Kind, so berichtet die Sage, habe sich diese Verwünschung so zu Herzen genommen, daß es sofort an den See geeilt sei und sich dort ertränkt habe. Auch im Wasser habe es aber keine Ruhe gefunden, sondern es sei zu einem Vogel verzaubert worden, der auf einer hohen Tanne im nahen Birchwäldchen gehorstet und in gewissen Nächten andauernd „o weh, o weh!" gerufen habe. Das sei gelegentlich auch Schulkindern zu Ohren gekommen, und manches habe gedacht, es wolle doch lieber gehorchen als in einen solchen Vogel verwandelt werden.

46. Von der Gründung des Stiftes Embrach

Zu der Zeit, als die Grafen von Kyburg ehrlich und wohl regierten, nahmen sie zu an Gut, Ehre, Leuten und Land, und es begaben sich gar viele Adelige unter ihren Schutz. Die bauten nun überall starke Häuser für sich und ihr Gesinde. Nun war Embrach und jene ganze Gegend eine rauhe Wildnis von Wald und Bergen. Dahin setzten sich etliche Adelige mit ihrem Volk, rodeten die Wildnis und bauten die Festen Geilsberg, Wagenberg, Sal, Blauen, Grafensbühl, Moosbrunnen, Baltensberg, Rüdenegg und Freienstein. Diese Burgen standen... so nahe beieinander, daß man von einer zur anderen rufen konnte.

Diese Edelleute kamen überein, für sich und ihr Gesinde eine Kirche zu bauen. Die wurde da, wo es noch im Kilchacker heißt, zu bauen begonnen. Aber was sie an Baumaterial zuführten und den ganzen Tag rüsteten, kam nachts alles weg und wurde den andern Tag auf dem Boden, wo das Gotteshaus Embrach jetzt steht, gefunden. Hier wurde die Kirche gebaut.

Nun waren unweit der Feste Freienstein, auf dem Berg, der Irchel heißt, zwei Waldbrüder, deren einer fromm, der andere aber ein großer Schalk war. Dieser schlug den andern aus teuflischem Neide tot, legte ihn in seine Stube, zündete das Haus an und tat, als ob es aus unbekannter Ursache verbrannt wäre. Als das Feuer auflohte, liefen viele Leute herzu und fanden darin den Bruder unversehrt. Da kam der Schalk, der ihn ermordet hatte, auch herbei und jammerte sehr um seinen Bruder. Wie er sich ihm aber nahte, begann der Tote zu bluten. Da ergriff man den Mörder, der seine Tat sofort gestand. Er wurde dem Landgrafen zu Kyburg überantwortet und nach Verdienst gerichtet. Den Leichnam des Ermordeten führte man nach Embrach und begrub ihn in der Pfarrkirche.

47. Der Rötelstein

Dieser geschützte Findling liegt in einem Wäldchen etwa 200 m nördlich des zu Oberembrach gehörenden Hofes Rotenfluh, der von ihm den Namen bekommen hat. Der Block besteht aus Sernifit, d. h. aus rotem Ackerstein, umfaßt ca. 70 m³ und ist seit 1869 im Besitz der Zürcher Naturforschenden Gesellschaft, worauf eine dort angebrachte Tafel hinweist. Das ist nun auch so ein „Elfischtäi", der sich nach der alten Sage umgedreht habe, wenn in Embrach um 11 Uhr geläutet worden sei. Hier wie andernorts glaubte man ehedem, der Teufel sei über die das Christentum annehmenden Hofleute so zornig geworden, daß er diesen Block nach ihrer Siedlung geworfen, sie aber nicht recht getroffen habe. Immerhin sei der Stein so stark mit seiner Wut erfüllt worden, daß er sich beim Ertönen des christlichen Glockenzeichens noch lange Zeit mißmutig bewegt habe.

48. Der Schatz bei Brütten

Der irrsinnige Mathis war vor langen Jahren eine bekannte und gefürchtete Person im Dorfe Brütten, der man gerne aus dem Wege ging. Den Grund seines Geisteszustandes hat er in seiner letzten Krankheit dem Pfarrer anvertraut.

Mathis war reicher Leute Kind gewesen, hatte aber nach dem frühen Tod seiner Eltern den schönen Hof zum Schauplatz wilder Zechgelage werden lassen, die rasch Kisten und Kasten leerten. Er mußte darauf denken, neue Mittel zu erhalten. Nun ging im Volk die Sage, daß auf dem Acker, genannt Steinmürli, unter einem einsamen Birnbaum ein reicher Schatz liege,

zu dessen Hebung es allerdings großen Mut brauche. In einer dunkeln Nacht schlich er sich zur Geisterstunde an diesen verrufenen Ort, begann das Gestrüpp unter dem Baume zu roden und hob schon die Schaufel, als ein schönes Weib hinter dem Baume hervortrat. Es machte ihm Hoffnung, daß er das Ziel seiner Wünsche erreichen werde, wenn er ihr dreimal einen Kuß gebe. Mathis war gerne einverstanden und gab ihr den ersten Kuß. Aber plötzlich war alles verschwunden und es tönte wie ein leises Gelächter aus dem Baum. Die folgende Mitternacht mochte Mathis kaum erwarten. Als es zwölf Uhr schlug, stand er wieder unter dem Baum und auch die schöne Frau war wieder da. Als er sie aber umarmte, lag es plötzlich feuchtkalt an seiner Brust, und statt des reizenden Antlitzes glotzten ihn die gläsernen Augen einer großen Kröte an, die ihm das ekelhafte Maul zum Kusse entgegenhielt. Zu Tode erschrocken wich er zurück; aber es tönte ihm gellendes Hohngelächter nach. Den Rest der unseligen Nacht und den folgenden Tag trieb es ihn ruhelos umher. Entsetzen und Furcht kämpften in seiner Brust mit der Sehnsucht nach dem schönen Weibe und der Begier, den Schatz sein eigen zu nennen. Die Habsucht siegte, und um Mitternacht stand er abermals unter dem Baum, wo ihn die schöne Frau erwartete. Mit geschlossenen Augen wollte er sie küssen; aber seinem Munde begegnete wieder das feuchte Maul der Kröte. Halbtot riß er sich los und wurde am Morgen unweit des verrufenen Ortes gefunden. Seitdem blieb sein Verstand umdunkelt, und er schleppte sein trübes Dasein noch lange Jahre hin, sich und andern zur Pein.

Viele Jahrzehnte später, als die Geschichte vom tollen Mathis fast vergessen war, machte ein junger Bauer von neuem den Versuch, den Schatz zu heben. Er gedachte damit seiner jungen Frau und seiner Mutter ein schönes Leben zu verschaffen und gelobte, wenn das Wagestück ihm gelinge, einen Teil des erhofften Gewinnes zur Verschönerung des ärmlichen Kirchleins des Ortes zu verwenden. Wohlgemut nahte er sich in einer hellen Mondnacht dem Baume und begann zu graben, als plötzlich ein altes Mütterchen aus dem Schatten des Baumes hervortrat, das ihm sagte, daß nur der den Schatz heben könne, der gewisse Bedingungen erfülle. Es gab ihm ein Beil mit der Anweisung, in der Frühe des nächsten Pfingsttages damit einen gewissen Baum zu fällen und aus dessen Holz eine Wiege zu schaffen. Erst wenn ein Kindlein in der Wiege schreie, könne er den Schatz heben; doch dürfe er zu niemandem darüber sprechen. In der Morgenröte des Pfingsttages machte sich der junge Bauer auf den Weg und ward durch das Beil auf wunderbare Art an eine Stelle im Walde geleitet, die ihm völlig unbekannt war. Fast von selbst senkte sich die Axt zum Fuß einer schlanken Tanne, die er nun zu fällen begann. Als aber der schöne Baum zu wanken anfing, tönte aus den

Ästen ein Ton gleich dem Wimmern eines kleinen Kindes, der sich immer mehr steigerte, bis er beim Sturz mit einem lauten Wehruf endigte. Von Schrecken gejagt floh der Bauer die unheimliche Stelle, fand aber am andern Morgen die in Bretter zersägte Tanne vor seiner Türe. Als er nach einiger Zeit eine Wiege brauchte, erstellte er eine aus dem Holz der Tanne, und als bald ein munteres Knäblein das Licht der Welt erblickte, konnte der beglückte Vater es kaum erwarten, bis er aus der Wiege das Schreien des Kindes vernehmen würde. Aber in die Wiege gelegt verstummte der kleine Schreier und hauchte unter heftigen Krämpfen sein junges Leben aus. Auch dem zweiten Kinde, einem Mädchen, ward die Unglückswiege zum Verhängnis. Verzweifelnd warf nun der Vater, der sich als Mörder seiner Kleinen anklagte, die unglückselige Wiege ins Feuer. Und als er in reuigem Gebet dem Lodern des Feuers zuschaute, entschwebten zwei weiße Tauben dem wirbelnden Rauche; der böse Zauber war gelöst.

49. Der Schimmelreiter von Oberwil

Östlich vom letzten Drittel der Straße, die von Bassersdorf nach Oberwil hinaufführt, liegt ein bewaldetes Töbelchen, und in jener Gegend bemerkt man noch Überreste von zwei alten Befestigungen. Die obere heißt Heidenburg. Etwa 400 m südlich davon befindet sich am Engelrain die sogenannte Engelburg.

An diesem Ort wird folgende Sage erzählt. In dunkler, stürmischer Nacht sieht man oft einen Reiter ohne Kopf auf einem weißen Pferd von der Burg herunterreiten und schnellsten Laufes aus dem Walde hervoreilen und plötzlich verschwinden.

50. Der Steg der Frau Escher

Am Fuße des Engelrains bei Oberwil führt ein Hohlweg zu einem Bach, an den Steg der Frau Escher. Man erzählt, eine weiße Frau, die man Frau Escher nennt, werde öfter an diesem Steg gesehen. Wenn jemand in böser Absicht nachts über denselben gehen wolle, begegne sie ihm dort und weise ihn mit drohender Hand zurück.

51. Von der Wagenburg

Zu den währschaften Bauernhöfen auf der Hochfläche von Brütten gehört auch derjenige von Unter-Wagenburg in der Gemeinde Oberembrach. Seinen Namen will eine alte Sage erklären:

In der Gegend von Winterthur habe einst eine große Schlacht zwischen den Römern und Alemannen stattgefunden, wobei die letzteren gesiegt hätten. Die Römer seien nach Süden und Westen geflohen und hätten schließlich beim obgenannten Hof mit ihrem Troß eine Wagenburg aufgestellt. Aber sie konnten sie nicht halten. Nachher sei der Ort von einem alemannischen Priester bewohnt und eben Wagenburg genannt worden. Die Spuren dieser Burg will man noch lange gesehen haben.

52. Das verrufene Zimmer

In einem zürcherischen Orte hat sich etwas ereignet, das die Betroffenen maßlos aufregte. Nun ist aber seither noch kein Menschenalter verstrichen, und drum sagt der Erzähler nicht, wo und wann es geschah.

Eine Tochter verheiratete sich und bezog mit ihrem Mann ein neueingerichtetes Zimmer im Hause ihrer Eltern. Dieses Zimmer lag im Parterre, und just darunter war der Keller. Seit dem Tage, da die jungen Leute ihr neues Zimmer bewohnten, begannen unter demselben am Abend unheimliche Geräusche, ein Rollen, wie beim Abladen von Kartoffeln. Ob die Leute den darunter liegenden Keller untersuchten, weiß der Berichterstatter nicht, er hat nur gehört, daß die Leute „alles Mögliche" versuchten, um den Spuk zu vertreiben; sie nahmen auch vergeblich eine Bibel mit in ihr „verrufenes Zimmer".

Der junge Mann fragte auch den katholischen Geistlichen, und dieser versicherte ihm, daß er den Spuk austreiben könne. Die Leute hörten dann aber von einem „anderen Zauberer" und wandten sich an diesen. Der Ehemann traf diesen Schwarzkünstler im Hauptbahnhof in Zürich und klagte ihm seine Not. Der andere, ein älterer Mann, der in seiner Wohngemeinde für „solche Dinge" bekannt war, machte nur wenig Worte, meinte nur, die Sache komme von Verwandten her und versprach, es werde aufhören. Seither seien die Störungen völlig ausgeblieben.

Die junge Frau konnte auch jemanden bezeichnen, der den Zauber veranlaßt habe.

53. Der wandelnde Nachbar

Eine ältere Frau in einem gewissen, nicht zu nennenden Orte wußte von einem früh verstorbenen Nachbarn, daß er sich zuweilen zeige. Eine andere Nachbarsfamilie, die an seinem Tode schuldig sei, wage nie des Nachts beim Friedhof. der außerhalb des Dorfes liegt, vorbeizugehen.